

Von der Lehrveranstaltung zur Wanderausstellung

„Ausgelöscht. Opfer der NS-Euthanasie aus Tirol, Vorarlberg und Südtirol“. Ein Einfahrungsbericht der „Projektgruppe Zeitschatten“

Joachim Bürgschwentner/Sabine Mirrione

Von Oktober 2003 bis Jahresende 2004 fand am Institut für Geschichte an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck eine Lehrveranstaltung mit dem Titel „Wissenschaftliches Recherchieren und Schreiben für Ausstellungen/Planung und Organisation von Ausstellungen“ statt. Ziel der von Mag. Dr. Wolfgang Meixner und Dr. Gabriele Rath betreuten Lehrveranstaltung war es, eine Ausstellung zum Thema NS-Euthanasie zu erstellen und am Tag der offenen Tür der Universität, den so genannten Aktionstagen der Jungen Uni, zu präsentieren. Die dadurch vorgegebene Zielgruppe – überwiegend SchülerInnen zwischen neun und vierzehn Jahren – stellte angesichts des schwierigen Themas eine besondere Herausforderung dar.

Geschätzte 180.000 Behinderte und psychisch Kranke fielen der systematischen Ermordung der Nationalsozialisten zum Opfer. Wie aber soll man Kindern und Jugendlichen begreifbar machen, dass diese Menschen nur aufgrund ihrer Behinderung als „lebensunwert“ galten und deshalb sterben mussten? Wie soll das Thema präsentiert werden, damit auch SchülerInnen mit wenig Vorwissen einen leichten Zugang zum Thema finden? Wir – die „Projektgruppe Zeitschatten“ – entschieden uns dafür, Lebensgeschichten aus der Masse heraus zu heben und die Geschichte anhand einzelner Schicksale nachvollziehbar zu machen. Dabei wollten wir uns auf den regionalen Bereich konzentrieren, um den jungen BesucherInnen bewusst zu machen, dass diese Dinge nicht irgendwo, sondern auch hier passiert sind.

Es galt deshalb, Informationen über Opfer aus Tirol, Vorarlberg und Südtirol zu finden. Schon bald mussten wir feststellen, dass dies aufgrund mangelhafter Aufarbeitung des Themas einen beträchtlichen Rechercheaufwand bedeutete. Als erstes durchsuchten wir die wenige Literatur über den regionalen Raum nach Hinweisen. Außerdem versuchten wir durch Aufrufe in regionalen Zeitungen Menschen zu finden, die über namenlose Schicksale berichten konnten und wollten. Dies gestaltete sich schwieriger als erwartet. Einige Zeitzeugen meldeten sich, es waren aber auch immer wieder Anrufer dabei, die uns aufforderten, das Thema ruhen zu lassen. Es zeigte sich, dass selbst Angehörige von Opfern es aus unterschiedlichen Gründen ablehnten, über diese Zeit zu sprechen. Für manche waren die Erinnerungen zu schmerzlich,

um darüber zu reden. Andere wollten vermeiden, in Familie und Nachbarschaft Unruhe zu stiften. Wieder andere schämten sich sogar für ihre behinderten Angehörigen. Zum Glück fanden sich aber auch Angehörige, die bereit waren uns ihre Geschichte zu erzählen. Trotz theoretischer Vorbereitung waren wir vor den Gesprächen nervös, wussten wir doch nicht, was uns genau erwartete und welche Emotionen wir auslösen würden. Die Schilderungen waren überaus lebendig und bewegten uns sehr. In einem zweiten Schritt sollten die persönlichen Eindrücke durch Dokumente aus Archiven ergänzt werden. Dabei zeigte sich erneut, dass manche Gemeinden und Institutionen nicht an der Aufarbeitung der Geschichte interessiert waren. Nur durch die Unterstützung einzelner Entscheidungsträger erhielten wir Zugang zu den Quellen.

Letztendlich gingen aus den Recherchen sechs Geschichten hervor: Paul Löwenstein aus Innsbruck wurde 1939 in die Heil- und Pflegeanstalt Hall eingeliefert. Aufgrund der Bemühungen seines Vaters wurde er 1941 – ein halbes Jahr vor den Abtransporten in die Vernichtungsanstalt Hartheim – entlassen und überlebte. Nicht überlebt hat hingegen Anna Maria Stöckl aus Lustenau in Vorarlberg. Sie wurde 1941 mit einem solchen Transport von der Heil- und Pflegeanstalt Valduna nach Hartheim gebracht und dort ermordet. Gegen diese Vernichtungsaktion der Nationalsozialisten trat Schwester Anna Bertha von Königsegg ein. Als Oberin verschiedener Pflegeeinrichtungen in Salzburg und Tirol wusste sie, welches Los ihre Patienten erwartete, und versuchte daher die Abtransporte zu verhindern. Dass auch die Bevölkerung ahnte, was in den Anstalten vor sich ging, zeigt die Geschichte von Franz Grüner. Seine Schwester berichtete von ihrer Angst, nachdem er 1940 vom psychiatrischen Krankenhaus Pergine ins Reich deportiert worden war. Während Franz Grüner verstarb, lebte Pepi Demetz, der mit demselben Sammeltransport in die Heil- und Pflegeanstalt Zwiefalten gebracht wurde, noch bis 1998 dort. Die sechste Geschichte zeigt das Schicksal von zehn Südtiroler Kindern, die über Tirol in die Kinderfachabteilung Kaufbeuren in Bayern gelangten. Alle verstarben dort noch vor Kriegsende, zum Teil an den Folgen medizinischer Experimente, zum Teil an gezielter Vernachlässigung.

Um die Geschichten ansprechend und abwechslungsreich zu gestalten, wählten wir unterschiedliche Arten der Aufbereitung. Drei Geschichten werden mit Bildern, Texten und Tondokumenten erzählt und eine Geschichte als audiovisuelles Hörspiel. Bei den verbleibenden zwei Geschichten wurden Bilder und Texte an Säulen beziehungsweise in Mappen präsentiert. Als besonders schwierig erwies sich das Schreiben der Ausstellungstexte, da diese kurz und für Kinder und Jugendliche verständlich, aber trotzdem wissenschaftlich korrekt sein mussten.

Durch die Darstellung in Form von Einzelschicksalen musste die allgemeine Geschichte in den Hintergrund gerückt werden. Zum Ausgleich erstellten wir

eine Webpage zur Vorinformation und ein Begleitheft für den Ausstellungsbesuch. Wichtig war uns auch, vor allem die jüngeren Besucher persönlich zu begleiten.

Mit Freude durften wir bei der Jungen Uni im November 2004 feststellen, dass sich das Konzept bewährte. Zwar hatten wir weitaus weniger Andrang als andere Stationen, und manche LehrerInnen hatten gegenüber dem Thema Vorbehalte. Andererseits bot uns der fehlende Trubel die Möglichkeit, uns wirklich intensiv mit jenen SchülerInnen auseinander zu setzen, die in Kleingruppen und von sich aus zu uns kamen. Wir konnten sie zu zweit oder zu dritt durch die Ausstellung führen und dabei ganz individuell auf ihre Fragen eingehen. Es wurde deutlich, dass die jungen BesucherInnen sich interessiert auf das schwierige Thema einließen und begriffen, welches Unrecht hier geschehen war. Angenehm überrascht waren wir, dass auch Erwachsene vom persönlichen Zugang begeistert waren.

Mit der erfolgreichen Präsentation der Ausstellung war das Ziel der Lehrveranstaltung erreicht. In Anbetracht der positiven Resonanz entschieden wir uns gemeinsam, sie noch einmal an der Universität für Studierende und Lehrende zugänglich zu machen. Für den Großteil der fünfzehnköpfigen Gruppe war klar, dass dies der Abschluss sein sollte. Ein kleiner Teil war anderer Meinung. Es hatte sich gezeigt, dass die Ausstellung das Potential hatte weitergeführt zu werden, da sich bereits während der Recherchen einige unserer Kooperationspartner sehr für unser Projekt interessiert und sich über eine mögliche Fortsetzung erkundigt hatten. In Anbetracht der vielen Arbeit, der positiven Rückmeldungen und des bestehenden Interesses hätten wir es sehr schade gefunden, das Projekt ad acta zu legen. Sechs von uns entschieden sich letztendlich dafür, auch nach dem offiziellen Ende der Lehrveranstaltung im Februar 2005 weiterzumachen. Seither war die Ausstellung an fünf Orten zu sehen: Im März an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Innsbruck, im Mai an der Freien Universität Bozen, im Juli im Rathaus Innsbruck, im November im Bundesgymnasium Feldkirch und von November bis Februar 2006 im Württembergischen Psychiatriemuseum in Zwiefalten. Dass unsere kleine Ausstellung einen derartigen Anklang fand, überraschte und freute uns.

Wieviel Arbeit das bedeutete, war uns damals nicht ganz bewusst: Zunächst ging es darum, die Ausstellung, die für eine einmalige Schau konzipiert worden war, zu adaptieren. Neben einer vollständigen Überarbeitung aller Texte mussten wir vor allem größere transportfähige Einheiten schaffen. Auch der Internetauftritt wurde laufend erweitert: Zum einen ergänzten und korrigierten wir die Texte über den historischen Hintergrund, zum anderen dokumentierten wir unsere Arbeit umfassend.

Eine sehr interessante Erfahrung war, dass die Ausstellung – die doch im Kern seit November die gleiche war – von mal zu mal anders wirkte. Sie musste

an die Größe und Beschaffenheit der Räume angepasst werden, und wir mussten den Gegebenheiten entsprechend vom Gewohnten abweichen. Problematisch war immer die Frage der Hängehöhe, da sie sowohl für SchülerInnen und RollstuhlfahrerInnen als auch für Erwachsene passen sollte. Durch den Ort veränderte sich jedes Mal auch das Bild und die Wirkung der Ausstellung. Mit den Universitäten, dem Rathaus und der Schule hatten wir es mit neutralen Gebäuden zu tun, die in keiner Verbindung zum Thema standen. In Zwiefalten wurde die Ausstellung hingegen ins Württembergische Psychatriemuseum integriert und damit Teil der allgemeineren Geschichte. Das Museum befindet sich in der ehemaligen Sezierhalle und Aufbahrungskapelle neben dem Friedhof. In unmittelbarer Nähe ist die Anstalt, in der Franz Grüner und Pepi Demetz mehrere Jahre beziehungsweise Jahrzehnte gelebt haben. Diese Nähe zu den von uns behandelten Biographien war für uns ein merkwürdiges Erlebnis. Der Besuch in Zwiefalten war in gewisser Weise eine Rückkehr an einen Ort, den wir von alten Fotografien und aus Erzählung der Zeitzeugen schon irgendwie kannten. Noch dazu erzählten uns ältere Leute aus dem Dorf ihre persönlichen Erinnerungen an Pepi Demetz. Wie sehr er im kollektiven Gedächtnis des Ortes weiterlebt, wurde insbesondere bei der Ausstellungseröffnung deutlich. Zum Beispiel erzählte bei der Eröffnung jemand, wie seine gebrechliche Großmutter jeden Sonntag von Demetz in die Kirche begleitet wurde. Auch danach hörte man in Gesprächen von BesucherInnen immer wieder Sätze wie: „Den Demetz, den hast du doch auch noch gekannt, oder?“ „Ja sicher. Ich weiß noch...“

Mit den Orten änderte sich auch das Publikum, was eine gewisse Flexibilität in der Vermittlung voraussetzte. Grundsätzlich bevorzugten es Erwachsene, sich die Ausstellung in Eigenregie anzusehen, wohingegen Schulklassen stets von uns betreut wurden. Im März kamen vor allem Studierende sowie Schulklassen, die im November keinen Besuch organisieren hatten können. Im Hinblick auf die Größe der Gruppen sowie das höhere Alter der SchülerInnen adaptierten wir die Vermittlung. Statt während des ganzen Besuches zu führen, begannen wir nun mit einer Einleitung zur Entstehung der Ausstellung und zum historischen Hintergrund. Anschließend gingen die SchülerInnen selbstständig durch die Ausstellung. Als Abschluss setzten wir uns zusammen, um über das Gesehene zu sprechen und Fragen zu beantworten. Herauszuheben ist der Besuch von PflegeschülerInnen, die sich durch die Ausstellung mit einem Teil der Geschichte ihres Berufes auseinandersetzen konnten. Sie waren sehr betroffen und erschrocken, wie unmenschlich man damals mit jenen Leuten umging, die sie heute pflegen. In der Diskussion stellten sie sich auch die schwierige Frage, welche Gefahren im heutigen Umgang mit Sterbehilfe und pränataler Diagnostik

liegen. In Bozen kamen hauptsächlich Schulklassen aus verschiedenen Teilen Südtirols. Da die SchülerInnen vierzehn Jahre und älter waren, blieben wir bei der Vermittlungsmethode, die sich im März bewährt hatte. Die Jugendlichen setzten sich zum Teil sehr intensiv mit den Inhalten der Ausstellung auseinander und nahmen sich – manchmal zur Überraschung ihrer Lehrer – viel Zeit für die einzelnen Geschichten. Leider fanden trotz der starken Medienpräsenz nur wenige Erwachsene den Weg in die Universität Bozen.

Angesichts dessen waren wir beim nächsten Termin im Innsbrucker Rathaus etwas unsicher, da wir ohne unsere bisherige Hauptzielgruppe – die SchülerInnen – auskommen mussten. Zum Glück stieß die Ausstellung auf reges Interesse in der Bevölkerung. Der Besuch zahlreicher Menschen mit Behinderung war etwas bedrückend, da wir die Geschichte nun jenen Menschen vermittelten, die damals als nutzlos und lebensunwert gegolten hätten und die von der Ermordung bedroht gewesen wären. Es kamen auch BesucherInnen, die einen persönlichen Bezug zum Thema hatten, nämlich Zeitzeugen und Angehörige von Opfern. Oft kamen sie auf uns zu und ließen uns an ihren Erinnerungen teilhaben, was vor dem Hintergrund der beschwerlichen Recherchen eine schöne Erfahrung war. Beispielsweise erzählte uns eine Dame, wie sie als Mädchen mit ihrer Mutter einkaufen ging. Das behinderte Kind der Verkäuferin, das sonst immer im Geschäft war, war eines Tages weg. Damals hatte sie nichts Genaueres mitbekommen, sie wusste nur, dass das Kind tot war. Von da an klammerte sie sich beim Einkaufen immer an ihre Mutter, aus Angst, dass auch ihr etwas passieren könnte. Während die Dame diese Geschichte erzählte, hatte sie Tränen in den Augen. Durch solche Begegnungen wurde uns einmal mehr bewusst, dass viel Bedarf an der Aufarbeitung dieser Geschichte(n) besteht.

In Vorarlberg betreuten wir die Ausstellung zum ersten Mal nicht mehr selbst, sondern überließen die Vermittlung den SchülerInnen. Wir erstellten Materialien anhand derer sie sich gemeinsam mit ihrem Geschichtelehrer ins Thema einarbeiteten. Als Vorbereitung erzählten wir ihnen von unseren Erfahrungen bei den Führungen. Es war spannend, dass die SchülerInnen während dieser Zeit das Projekt trugen, auch wenn wir selbst dadurch leider sehr wenig Kontakt zu den BesucherInnen hatten. Noch mehr gilt dies für die derzeit noch laufende Ausstellung in Zwiefalten, wo die Betreuung durch das geschulte Museumspersonal übernommen wird. Über die Reaktionen der BesucherInnen erfahren wir deshalb ausschließlich durch die Berichte der Betreuerin und die Einträge in unserem Gästebuch.

So verschieden auch die Orte und das Publikum waren, die Reaktionen waren immer die gleichen: Berührung, Betroffenheit, Unverständnis, Nachdenklichkeit, Trauer, Wut und der Wunsch, dass so etwas nie mehr passieren möge.

Im April wird die Ausstellung für einige Wochen in der ehemaligen Vernichtungsanstalt Schloss Hartheim bei Linz zu sehen sein. Auch wenn dies der voraussichtliche Abschluss der Ausstellung sein dürfte, ist es sicher nicht das Ende des Projekts. Zurzeit planen wir, mit jenen Zeitzeugen, die an uns herangetreten sind, Gespräche zu führen und ihre Geschichten zu sichern.

Weitere Informationen zum Projekt unter:

<http://www.zeitschatten.info>

Kontakt:

Projektgruppe Zeitschatten

Plonergasse 5

6020 Innsbruck

0043 (0)650 790 17 61

kontakt@zeitschatten.info